

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 35

Artikel: Kämpfer gegen den Tod
Autor: Kruif, Paul de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Skandal geschehen wird. Die Musikanten haben sein Zeichen mißverstanden, er hat Caccinas Geste mißverstanden, den nächsten Tag werden die Zeitungen vielleicht schreiben, daß dem berühmten Sänger das Unglück deshalb zugestoßen sei, weil er irrtümlich das «D» hatte singen müssen. Er lachte auf der Straße laut auf. Die Entschuldigung wird für den Sänger noch peinlicher sein als der Skandal selbst...

In der Oper die heiße Atmosphäre der Festvorstellungen. Nach dem ersten Akt wird vierzehnmal Caccina gerufen, der sich, dem Publikum Küsse zuwerfend, verbiegt und von Zeit zu Zeit zu der Direktionsloge aufblickt, wo Anna im Kreise der Prominenten der Musikwelt sitzt. Der Erfolg wächst andauernd. Caccinas Stimme schwingt süß dahin, die hauchfeinen Fiorituren klingen ebenso hell aus wie die langen heldischen metallenen Fortissimos. Der Kapellmeister sieht hin und wieder verstohlen zu der Direktionsloge empor. Im Dunkel des Zuschauerraumes wirkt die weißgekleidete Frauengestalt mit den entblößten Schultern wie eine Marmorbüste. Der Kapellmeister beißt die Zähne zusammen. Ein einziger Wink seines Taktstockes wird die Statue zu Staub zertrümmert niederstürzen lassen...

Sein Zeichen ist kaum wahrnehmbar, eine überraschte Bewegung läuft durch das Orchester, aber bei der ein Dreieck nachahmenden Geste des Dirigentenstabes erklingen auch schon die einleitenden Takte der «Stretta», jedoch nicht in C-Dur, sondern bereits in D-Dur. Caccina fährt zusammen und blickt, die Augenbrauen runzelnd, starr auf den Kapellmeister; aber für lange Ueberlegungen und Erwägungen ist jetzt keine Zeit, und der Tenor beginnt zu singen. Noch ist kein Unglück geschehen, noch verrät sich kein verdächtiges Symptom. Schmetternd steigt das feurige beschwingte Lied, in dessen einfachem Gewebe die schmutzige Figur der raschen

Sechszehntel einer kleinen roten Bluse ähnlich ist. Der Tenor pflückt leicht hin die eine Blume nach der andern, als brockte er sie mit zwei Fingern auf einer Wiese, und er singt mit einer solchen Vollendung die eine hervorragende Technik erfordernden raschen kleinen Staccatos, daß selbst die gelangweilten Ohren des Kapellmeisters mit Vergnügen aufhören.

Jetzt!

Jetzt folgt der berühmte Ton, das hohe Hindernis, das von einem bösen Willen noch höher gesetzt wurde.

Und aufschwingt das kristallreine D, leicht und metallenen über den Zuschauerraum dahinflutend, gleich einem Posaunenstoß, ohne jeden Knacks, ohne verzerrende Nebengeräusche, ja sogar lang ausklingend, länger als die Noten es vorschreiben: als prahlte der Sänger mit seiner Stimme. Publikum und Orchester lauschen mit verhaltenem Atem, und am Schluß der Arie erbebt tobend das Theater, das Publikum des Parterres, aller Ränge und Logen schickt seine Anerkennung applaudierend, brausend, brüllend dem Tenor zu, der, die Hand gegen die Brust gepreßt, sich berauscht und mit gerötetem Gesicht vor dem Vorhang verneigt.

Der Kapellmeister lächelt mit verschränkten Armen und nickt freundlich dem Sänger zu. Seine Brust wird fast von dem versteinten Haß gesprengt. Und eine blasse Ahnung beginnt in ihm aufzudämmern. Massimo Caccina, der das hohe «D» bezwingt, ist die wahre, unbesieglige Urkraft! Ein Kind des Glücks, in der Kehle das göttliche Geschenk, nimmt er mit Leichtigkeit das Hindernis, über das jeder andere stürzt. Er ist ein dummer eitler Affe, und dennoch, ein Halbgott, dem alles erlaubt. Sein ist die Welt, der Ruhm, der Erfolg.

Und sein die Frau.

Was vermag da die zweite Garnitur zu tun?

Sie schließt sich den Feiernden an.

Kämpfer gegen den Tod

VON DR. PAUL DE KRUIF

Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Kurt Böhm

Die Kämpfer, über deren Abenteuer ich hier berichte, haben während der letzten fünfzehn Monate mit der Waffe des Radiofibers einen der furchtbarsten und unerbitlichsten Feinde des Menschengeschlechts bekämpft. Die Krankheit, der dieser Kampf gilt, ist so unsagbar gefährlich, weil sie so leicht und scheinbar harmlos beginnt. Sie ist so töckisch, weil ihr Erreger sich jahrelang latent und verborgen im Organismus aufhalten kann. Ihre letzten Auswirkungen sind oft unaussprechlich furchtbar. Es ist die Syphilis, an der nach vorsichtiger Schätzung fast zehn Millionen Amerikaner leiden.

Der neue Apparat, der die kleinen, anscheinend schwachen, tatsächlich aber mörderischen korkzieherartigen Mikroben dieser Krankheit verbrennt, ist die luftregulierte Radiothermie. Das ist der Fachausdruck für einen gewöhnlichen Kurzwellensender, der durch ein modernes Luftregulierungsverfahren zuverlässig und erträglich gemacht worden ist.

Der Kampf steht, obwohl er sich erst im Anfangsstadium befindet, schlecht für die Mikroben und äußerst hoffnungsvoll für die von ihnen Befallenen. Sein Schauplatz ist ein altes, mehr oder weniger baufälliges Krankenhaus in einer Stadt des mittleren nordamerikanischen Westens, die aus guten Gründen vorläufig ungenannt bleiben muß. Es gibt mehr Kranke, als die heute vorhandene Apparatur bewältigen kann. Auch die Experimentierenden möchten vorläufig nicht genannt werden.

Wie so viele andere folgenschwere Entdeckungen wurde das neue Radiofieber ganz zufällig und absichtslos gefunden. Im Laboratorium der General Electric Company in Schenectady machte der Leiter, Whitney, die Beobachtung, daß Ingenieuren, die sich an einem Ultra-Hochfrequenzoszillator, d. h. einem Apparat zur Erzeugung sehr kurzer Wellenlängen, zu schaffen machten, heiß wurde. Durch einfaches Einführen eines Fieberthermometers in ihren Mund stellte er fest, daß diejenigen, die sich auch nur kurze Zeit im elektrostatischen Feld eines solchen Senders aufhalten, — selbst ohne jede Berührung des Apparates — von Fieber ergriffen wurden.

Dank seiner großen Belesenheit und Regsamkeit wußte er, daß ein österreichischer Arzt, Wagner-Jauregg, zahlreiche Fälle unheilbarer progressiver Paralyse bei Geisteskranken dadurch heilte, daß er in den Kranken Malaria erzeugte. Bekanntlich bringt Malaria hohes Fieber mit sich.

Durch einfache Schlußfolgerung ergab sich die Theorie, daß die einzige Wohltat, die das Malariafieber diesen ar-

men, unrettbar verlorenen Irren bringen konnte, darin bestand, daß es die Mikroben, die ihnen Wahnsinn und Tod brachten, kochte und verbrannte. Whitney stellte die Physiologin Fräulein Hosmer an, die durch Experimente den Beweis dafür erbrachte, daß man in Mäusen und einer Reihe von anderen Nagetieren Fieber in jeder beliebigen Höhe erzeugen kann, wenn man sie in das elektrostatische Feld dieses Kurzwellensenders bringt. Nun nahm Whitney auch die Dienste Dr. Charles Carpenters, eines der erfahrensten amerikanischen Bakteriologen, in Anspruch. Carpenter infizierte eine beträchtliche Zahl Kaninchen mit Syphilis, versetzte sie dann in Fieber und entdeckte, daß die furchtbare Krankheit auf diese Weise ohne Anwendung irgendwelcher Arzneimittel völlig geheilt werden konnte.

Nun machte Carpenter sich daran, einen sargartigen Brettverschluss herzustellen, in den er Patienten so hineinzwingen konnte, daß nur der Kopf herausragte. Es gelang ihm auch, einige namenlose Helden dazu zu bewegen, sich diesem Kasten anzuvertrauen und sich auf ungefährliche, aber äußerst schmerzhaft Art in Fieber versetzen zu lassen.

Mit Hilfe seiner Assistenten konnte Carpenter nunmehr durch einfaches Betätigen eines Schalters und Drehen von Skalen das Fieber der Irren in Nachahmung von Malariaanfällen empor- und niederschellen lassen. Sehr bald stellte sich heraus, daß dieses elektrische Fieber ebenso wirksam wie Malaria war. Wie sie brannte es den Wahnsinn bei einem Drittel der Unglücklichen aus, die sich der Behandlung unterzogen.

Unglücklicherweise aber war das Verfahren nicht ganz ungefährlich, jedenfalls sehr schmerzhaft. Während die Irren in dem sargähnlichen Kasten lagen und nur ihr Kopf an einem Ende herausragte, während die Radiowellen sie erhitzen und mit einer Zehnmillionen-Frequenz in der Sekunde durch sie hindurchfahren, schwitzen sie entsetzlich. Das führte dazu, daß der elektrische Strom sich lichtbogen- und funkenbildend in den Schweißbläsen konzentrierte und garstige kleine Löcher in die Haut brannte.

Jeder Mensch bei gesundem Verstande hätte sehr bald genug davon gehabt und sich durch keine Aussicht auf Heilung zur Fortsetzung bewegen lassen. So schien Whitneys große Entdeckung schon im Augenblicke ihrer Geburt zum Tode verdammt.

Der richtige Zeitpunkt für die Heilung der progressiven Paralyse liegt vor ihrem Ausbruch, denn die Erreger dieser töckischen Krankheit befinden sich gewöhn-



Fallschirmsprünge, ein Sonntagsvergnügen.

Rußland macht die größten Anstrengungen, die stärkste Luftflotte der Welt zu schaffen. Mit ungeheurer Propaganda wird dem Russen das Interesse für die Fliegerei beigebracht und die Fallschirmsprünge sind zu diesem Zweck zu einem richtigen Volkssport entwickelt worden. In den größten Städten wurden 30—40 m hohe Türme errichtet, von denen aus solche Absprünge für 1 Rubel pro Person unternommen werden können. Der neue Sport erfreut sich in der USSR. bereits großer Beliebtheit. Schlangenweise stehen die Menschen an freien Tagen an, um ihren Mut an diesen Sprüngen zu erproben.

Aufnahme Ninnck

lich vor dem endgültigen furchtbaren Anfall jahrelang latent und untätig im Organismus. Das ist die gegebene Zeit, um mit der Fieberkur einzusetzen.

Es liegen gute Gründe dafür vor, die Patienten so früh wie möglich in den ersten Stadien der Krankheit mit Fieber zu behandeln. Dr. Kyrle, der berühmte Wiener Arzt, hatte mehrere hundert Syphilitiker innerhalb zwei Jahren nach ihrer Infektion in den Pausen zwischen den Salvarsanbehandlungen mit Malaria behandelt. In 99 Prozent hatte er vollkommene Heilung erzielt, und in den seitdem vergangenen Jahren ist nicht ein einziger Rückfall in Irrsinn zu verzeichnen.

Aber es besteht keine Möglichkeit, die Millionen von Menschen in Amerika, die sich im Anfangsstadium der Syphilis befinden, dazu zu bringen, sich der furchtbaren

Malariakur zu unterziehen, um so mehr, als die Syphilis-symptome sich ja in den meisten Fällen so bequem durch Salvarsan und Wismut unter die Oberfläche zurückdrängen lassen. Die relative Gesundheit, der die Syphilitiker sich erfreuen, hindert sie daran, das Verhängnis zu erkennen, das versteckt im Innern ihres Körpers auf der Lauer liegt. Mehr und mehr aber stellte es sich heraus, daß wirkliche Heilung auch durch noch so große Dosen Arsenarzneien zweifelhaft war. Hier ergab sich die Möglichkeit, Salvarsan durch die absolut sicher wirkende Fieberkur zu ergänzen und wirklich heilkräftig zu gestalten. Aber dieses zuverlässige Fieber war alles andere als angenehm.

1931 stieß ein weiterer Mann zu den Kämpfern, unter dessen Leitung auch diese Klippe überwunden wurde. «Die Leute schwitzen und verbrennen in der Radiothermie? — Dann werden wir einfach heiße Luft als Kühlung zu ihnen hineinblasen», sagte er.

Zehn Monate später wurde das erste Menschenwrack in die sargartige Kiste der neuen Radiothermie, die noch keine Luftregulierung besaß, gelegt. Der Patient befand sich in den letzten Stadien der progressiven Bewegungsataxie. Heute erkennt man ihn nicht wieder. Seine einzige Beschwerde ist die, daß er nicht genug Geld verdient.

Man sollte meinen, daß eine Temperatur von 50° C für den Patienten im Kasten ziemlich heiß sei. Aber sie war nicht heiß genug, um die Schweißperlen zu trocknen, die das Lichtbogenbild und Versengen durch den elektrischen Strom verursachten. So ließ der Ingenieur die Luftsäule, die über dem Patienten kreiste, heißer und immer heißer werden, bis sie eine Temperatur von 70 bis 100° C hatte. Auf Grund dieser Experimente entwarf er an Stelle des alten Kastens ein aus Balsaholz erbautes isoliertes Kabinett mit einem sinnreich erdachten Röhrensystem für die Luftzirkulation, so daß die Luft nun besser den entblößten Körper des Patienten bestrich.

Das Ergebnis war, daß eine wachsende Zahl hoffnungslos zum Tode verurteilter menschlicher Ruinen durch Radiofieber geheilt wurde. Jeder einzelne dieser Patienten war vor der Radiofieberkur langer und gründlicher Behandlung mit Salvarsan, Wismut und allen anderen Mitteln des antisyphilitischen Arsenalen unterworfen gewesen, ohne daß eines dieser Mittel Heilung gebracht hätte.

So lag z. B. der hoffnungslose Fall eines jungen Menschen mit Neurosyphilis und syphilitischer Arthritis vor, der sich nicht bewegen und seine Nahrung nicht allein zu sich nehmen konnte. Nach drei fünfständigen Fiebern von über 40° C konnte er selbständig die Hand zum Munde führen und essen. Nach acht Fiebern machte er seit Jahresfrist die ersten zitternden Schritte. Kürzlich wurde ein Film von ihm aufgenommen, als er die Straße hinabließ. Er ist ein neuer Mensch, gesund und arbeitsfähig.

Ein anderer Fall, der die Forscher bei ihrer Arbeit ansprach, war der eines dreizehnjährigen Knaben mit infantiler Paresis. Als dieser Knabe in die Klinik kam, litt er an Erbrechen, war einseitig gelähmt, tobsüchtig und sprach unzusammenhängend. Nach zehn Fiebern — und Behandlung von antisyphilitischen Mitteln in den Zwischenpausen — war er zum erstenmal in seinem Leben gesund und konnte die Schule besuchen.

Schließlich sei noch der Fall eines neunjährigen Knaben mit syphilitischer Augenentzündung erwähnt. Tastend, an der Hand der Mutter, nur mit Mühe imstande, Licht und Dunkel zu unterscheiden, war er erschienen. Radikale Arzneikuren waren ergebnislos geblieben. Jetzt hat er neun Fieber hinter sich. Und in der letzten Woche erlebten die Experimentierenden die große Freude, ihn ein zwei Häuserblocks entfernt haltendes Automobil beschreiben zu hören.

Von den zwölf bisher behandelten, im Anfangsstadium der progressiven Paralyse befindlichen Patienten sind alle bis auf einen wieder geistig normal und arbeitsfähig geworden. Patienten, die an den blitzartig auftretenden Schmerzen und Krisen der Bewegungsataxie leiden, sind von dieser Qual erlöst worden, obwohl einige von ihnen die eigenartige Gangart beibehalten haben und vermutlich beibehalten werden, weil sie auf etwas zurückzuführen ist, das kein Fieber heilen kann.

Der gewaltige Vorteil des Radiofiebers gegenüber dem Malariafieber liegt in der Gefahr- und Schmerzlosigkeit. Bei Malaria müssen die Patienten als Schwerkranken wochenlang im Krankenhaus liegen, und ein geringer Prozentsatz von ihnen stirbt daran. Radiofieber dagegen bringt bei dem heutigen Verfahren keinerlei Verbrennungen mehr mit sich, und man fühlt sich dabei so wohl, wie das bei Fieber von über 40° möglich ist.

Bald wird das neue Luftzirkulationskabinett zu einem für alle Krankenhäuser erschwinglichen Preise zu haben sein. Und ebenso besteht Aussicht, daß innerhalb kurzer Frist ein neuer, vollkommener Fiebererzeuger auf den Markt kommt, der nicht mehr so kompliziert und infolge dessen nicht so empfindlich und kostspielig wie Whitneys ursprüngliche Radiothermie ist.

In diesem Bericht über die Radiokämpfer gegen den Tod ist nur von der Syphilis die Rede. Aber es liegt alle Ursache zu der Annahme vor, daß Radiofieber auch im Kampfe gegen eine ganze Anzahl anderer schwerer Leiden von einschneidender Bedeutung werden wird.

Zirkus

VON JAN MOLTON

Im Jahre 1897 hatte der Bahnhofsvorsteher Krause ein seltsames und aufregendes Abenteuer. Die Sache spielte sich auf einem kleinen Umsteigebahnhof auf der Strecke Berlin-München ab.

Bahnhofsvorsteher Krause hatte noch nie eine so sonderbare Gesellschaft gesehen wie die, die auf den Zug nach München wartete. Sie bestand aus einem Rudel auffällig gescheckter Pferde und aus wohl fünfzig Menschen, unter denen sich Neger, Marokkaner und Chinesen befanden; die Frauen waren verächtlich hübsch. Auf allen Kisten und Koffern und sogar auf den Pferddecken stand der Vermerk: Zirkus Alini. Der Prinzipal der Gesellschaft mit dickem, rötlich-braunem Schnurrbart ging, eine Zigarre rauchend, hin und her.

Die Sache wurde aber erst seltsam und aufregend, als mit Landauern und Lastwagen eine Truppe eintraf, die fast noch sonderbarer war als die des Zirkus Alini. Sie führte in Gitterkäfigen Löwen und Tiger mit sich, drei Elefanten wurden von indischen Wärtern an die Rampe geführt, fast dreißig Pferde wurden ausgeladen, und ein Troß von Männern und Frauen drängte sich über den Bahnsteig, um auf den Zug nach Berlin zu warten. Auf den Kisten und Koffern dieser Gesellschaft stand: Zirkus Burano. Die Artisten hatten sich offenbar in größter Hast abgeschminkt, und Burano war noch in weißen Hosen und Stulpenstiefeln.

Die beiden Truppen standen getrennt voneinander und beobachteten sich mit Neid und Mißtrauen. Nur Alini und Burano, die hin und her gingen, streiften, ohne sich anzusehen, aneinander vorüber, mit dunkelroten Gesichtern und verkümmerten Lippen. Es herrschte Schweigen, wenn man in Anbetracht der wiehenden Pferde, brüllenden Löwen, fauchenden Tiger und trompetenden Elefanten überhaupt von Schweigen sprechen konnte. Auf einmal aber blieb Alini gerade vor Burano stehen, streckte den Zeigfinger gegen ihn aus und sagte: «Sie haben wohl bemerkt, daß ich Sie nicht gegrüßt habe!»

«Selbst, wenn Sie mich gegrüßt hätten, wäre mir nicht eingefallen, Ihren Gruß zu erwidern,» entgegnete Burano und spuckte aus.

Wieder entfernten sie sich voneinander und wieder blieben sie mit einem Ruck voneinander stehen.

«Ihre Leute machen einen verhungerten Eindruck,» sagte Alini.

«Das kommt Ihnen nur so vor, weil Sie selbst einen so dicken Bauch haben,» entgegnete Burano.

«Was unterstehen Sie sich, Herr?»

«Die Sache mit den Löwen war eine Schweinerei, und ich überlege mir noch, ob ich Sie nicht verhaften lassen soll,» schrie Burano, mit der Faust drohend.

«Es war ein glattes Geschäft mit dem Löwen,» schrie Alini und senkte wie ein Stier den Kopf.

Mit dem glatten Geschäft hatte es sich so verhalten, daß Burano vor ein paar Jahren einen kranken und jämmerlich heruntergekommenen Löwen gehabt hatte, den er wie zum Hohn dem Zirkus Alini als Geschenk überwies. Ein Jahr später hatte er für die Dressurnummer nach einem neuen Löwen gesucht, und Alini hatte ihm für fünftausend Mark ein ganz prächtiges Tier verkauft, das völlig gesund und gut im Futter war, — es war aber, wie sich nach dem Handel herausstellte, derselbe Löwe, den Burano vor einem Jahr dem Rivalen geschenkt hatte und der inzwischen gesünder war. Alini prustete: «Ein glattes Geschäft!»

Im gleichen Augenblick scholl eine Ader auf Buranos Schläfe an. «Betrug war's!» schrie er und traf den Gegner mit flacher Hand mitten ins Gesicht. Alini warf die Zigarre zu Boden, das Funken umhersprühten, und packte ihn bei den Schultern. Mit einem Untergriff riß Burano ihn um, und minutenlang rangen sie miteinander. Ein Haß von über zwanzig Jahren war endlich zum Ausbruch gekommen. Bestürzt sahen die Artisten zu, wie die Prinzipale sich über den Boden wälzten.

Ohne Signal, stürzten plötzlich die beiden Truppen wie auf Kommando aufeinander los. Es begann ein Handgemenge und ein Geschrei, daß man selbst das Brüllen der Tiere nicht mehr hören konnte. Der Clown und der Illusionist hatten sich gepackt, der Jongleur zog die Trapezkünstlerin an den Haaren, Bereiter und Akrobaten boxten miteinander, die Tänzerinnen teilten sich gegenseitig Ohrfeigen aus, ein Neger zog ein Messer, das ihm vom Kapellmeister aus der Hand geschlagen wurde, die Schlangenbändigerin schlug mit dem Regenschirm auf den Schwertathleten ein, Koffer flogen durch die Luft und Stücke sausten nieder. Der Zwerg Emil hatte einen Schlauch am Hydranten befestigt und spritzte dicke Wasserstrahlen in das Tohuwabohu.

Bahnhofsvorsteher Krause war in arger Verlegenheit. Die Fenster des Wartesaals waren schon zersplittert und die Bänke umgeworfen, es war kein Stuhl heil geblieben. Die Gendarmerie der Ortschaft hätte gegen die tobenden Truppen nichts ausrichten können. Er kratzte sich das Kinn und dachte nach...

Einige Minuten später fuhren zwei Züge ein. «Einsteigen nach München und Berlin!» schrie der Bahnhofsvorsteher.

Die Schlacht war mit einem Schlag beendet. Ueber den mit Hüten, Stöcken und Perücken bedeckten Bahnsteig liefen die Artisten zu den Zügen und schwenkten sich fluchend in die Abteile, sie schüttelten durch die Fenster die Fäuste. Dann fuhren die Züge in entgegengesetzter Richtung ab... Bahnhofsvorsteher Krause wischte sich den Schweiß von der Stirn und befahl einem Beamten: «Lassen Sie die Wagen solange rangieren, bis die richtigen Züge nach Berlin und München einlaufen!»

Dichter und Schneider

VON KONRAD HUBER

Die Schneider gelten von altersher — ganz abgesehen natürlich von «tapfern Schneiderlein» — für höchst friedfertige Leute. Und dennoch gibt es gewisse Augenblicke in ihrem ehrsamem Dasein, da sie fürchterlich werden können, — so fürchterlich, daß selbst der größte Held, der in neunundneunzig und einer Schlacht wie ein Löwe gefodhten, mit gestäubten Haaren vor ihnen Reißaus nimmt. Damit meine ich natürlich ausgerechnet jene Augenblicke, in denen sie ausgerechnet eine Rechnung präsentieren.

Wenn nun sogar Helden in solch kritischem Fall eine Gänsehaut kriegen, um wieviel mehr mußte das erst bei dem bekannten Wiener Dichter und Humoristen Moritz Gottlieb Saphir zutreffen, der ja eben bloß ein «Held der Feder» war und es in seinem Schuldenparadies mit einem Schneiderlein zu tun hatte, das sich als wahres Genie an Fingigkeit entpuppte, wenn es galt, ihn ganz unvermutet an allen möglichen und unmöglichen Orten aufzustöbern, um ihm das respektable Konto unter die Nase zu halten.

Es war also sicherlich eine freudige Ueberraschung für den Humoristen, als er anlässlich der Premiere von Bauernfelds neuem Stück «Ein deutscher Krieger» im Wiener Burgtheater die Entdeckung machen durfte, daß ihm Fortuna sein geliebtes Schneiderlein zum Sitznachbar beschert hatte. Trotz dieser offenkundigen Bosheit

schien aber diesmal die unberechenbare Glücksfee unserem Federhelden auch ein Lächeln reserviert zu haben, denn Meister Zwirn grüßte sehr höflich, grinsten bezaubernd und ließ sogar ausnahmsweise die Rechnung in der Tasche. Nur die rührende Bemerkung, daß es Herrn Saphirs stets mit Lebhaftigkeit gedенke, konnte das Schneiderlein nicht unterdrücken.

«Das freut mich, ich bin ergriffen!» säuselte der Dichter, «aber wissen Sie was, lieber Freund? Sprechen wir von etwas anderem. Können Sie mir vielleicht sagen, welch ein Unterschied zwischen Ihnen und dem Helden des heutigen Stückes besteht?»

«I woher denn!» flötete das Schneiderlein mit unschuldsvollem Augenaufschlag, «in dieser Richtung hab' ich aber auch schon nicht einen blauen Dunst von einer blassen Idee! Aber wenn vielleicht der Herr von Saphir die Güte haben, es mir zu sagen...»

«Mit Vergnügen, lieber Freund! Passen Sie nur recht gut auf! Die Sache ist einfach die: Der Held dieses Stückes ist ein deutscher Krieger, — Sie hingegen aber sind — ein deutscher Nichtskrieger!» —

Da verstummte das wakere Schneiderlein und lächelte bloß still und gottergeben vor sich hin. Aber das war nur scheinbar, und der Schein trügt. Denn von dieser Stunde an war es noch eifriger denn zuvor bemüht, — ein Krieger zu werden.